

(Nachdruck verboten.)

55]

## Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Obgleich Nechjudow kein gutes Resultat von seinem Besuch erwartete, begab Nechjudow sich dennoch auf Bogatyreffs Rat zu Taporow, von dem das Schicksal der Sektierer abhing. Die Stellung, welche Taporow inne hatte, enthielt in sich einen Widerspruch und konnte nur von einem abgestumpften, des moralischen Empfindens baren Menschen bekleidet werden. Taporow besaß diese beiden negativen Eigenschaften. Der innere Widerspruch seiner Stellung war aber dieser: Er hatte die Pflicht, durch äußere Maßregeln, Gewalt nicht ausgeschlossen, eben die Kirche zu unterstützen und zu verteidigen, welche nach ihrer eignen Erklärung von Gott selbst eingesetzt war und weder durch Pforten der Hölle noch durch irgend welche menschlichen Bemühungen erschüttert werden konnte. Diese göttliche und unabänderlich von Gott gewollte Einrichtung sollte durch Menschenwerk, durch die von Taporow und seinen Beamten geleitete heilige Synode aufrecht erhalten und gegen Angriffe verteidigt werden. Taporow sah diesen Widerspruch nicht oder wollte ihn nicht sehen und war deswegen sehr darauf bedacht, daß nicht irgend ein römisch-katholischer Priester, oder ein Pastor, oder ein Sektierer die Kirche zerstören möchte, der die Pforten der Hölle nichts anhaben konnten.

Taporow war wie alle Menschen, die das wahre religiöse Gefühl entbehren, welches in Anerkennung der Gleichheit und Brüderlichkeit aller besteht, fest davon überzeugt, daß das gewöhnliche Volk aus ganz andren Geschöpfen bestehe, als er selbst war, und daß das Volk dasjenige benötige, was er selbst recht gut entbehren konnte; denn im Grunde seines Herzens glaubte er gar nichts und fand einen derartigen Seelenzustand sehr passend und angenehm. Dabei fürchtete er aber, daß das Volk in eben solchen Zustand geraten könnte, und hielt es für seine heilige Pflicht — wie er sich ausdrückte — das Volk davor zu bewahren.

Wie in irgend einem Kochbuch steht, daß die und die Krebse gern lebendig gekocht werden, ebenso dachte er und sprach es auch aus, daß das Volk gern im Aberglauben gehalten würde. Der Unterschied war nur der, daß er es buchstäblich so meinte, während die Worte im Kochbuch nicht buchstäblich zu verstehen sind.

So dachte Taporow, ohne zu überlegen, daß das Volk nur deswegen Aberglauben gern hat, weil immer Menschen gelebt haben und noch leben, die, wie er, aufgeklärt sind, aber ihr Licht nicht dazu gebrauchen, andren aus der dunkeln Unwissenheit herauszuhelfen, sondern sie noch tiefer hineinzubringen.

Als Nechjudow in das Empfangszimmer trat, war Taporow in seinem Arbeitszimmer mit einer Aebtissin im Gespräch begriffen, einer lebhaften, aristokratischen Dame, die in Bestrußland unter den Amlierten (Anhängern der römisch-katholischen Kirche) den griechisch-katholischen Glauben verbreitete, nachdem ihnen die rechtläubige Kirche aufgezwungen worden war. Ein Beamter im Empfangszimmer fragte nach Nechjudows Begehr, und als er hörte, daß Nechjudow die Absicht hätte, dem Kaiser eine Bittschrift zu überreichen, bat er um Erlaubnis, die Bittschrift erst lesen zu dürfen. Nechjudow gab sie ihm, und der Beamte trug sie in das Arbeitszimmer. Die Aebtissin in ihrer Haube mit flatterndem Schleier und einer lang nachschleifenden Schleppe verließ das Arbeitszimmer und schritt mit einem Rosenkranz aus Topasen in den weißen Händen mit wohlgepflegten Nägeln zum Ausgang. Nechjudow wurde nicht sofort gebeten, einzutreten. Taporow las die Bittschrift und schüttelte den Kopf. Er war durch ihre klare und beredte Ausdrucksweise unangenehm überrascht.

„Wenn diese Schrift in die Hände des Kaisers gelangt, kann sie Mißverständnisse hervorrufen, und es können unangenehme Fragen gethan werden,“ dachte er beim Lesen. Dann legte er die Bittschrift auf den Tisch, schellte und befahl, Nechjudow herein zu bitten.

Er erinnerte sich der Angelegenheit der Sektierer; er hatte schon vordem eine Bittschrift von ihnen erhalten. Der

Fall lag so, daß man diese von der griechisch-orthodoxen Kirche abgefallenen Christen zuerst verwarnt und dann vor Gericht gebracht hatte, welches sie aber freisprach. Dann hatten der Erzbischof und der Gouverneur unter dem Vorwand, daß ihre Ehen ungültig wären, diese Sektierer in die Verbannung geschickt, wobei Männer, Frauen und Kinder voneinander getrennt wurden. Diese Väter und Frauen kamen jetzt darum ein, nicht getrennt zu werden. Taporow erinnerte sich daran, wie dieser Fall zum erstenmal vor ihn gelangt war: damals hatte er geschwankt, ob es nicht besser wäre, die Sache ganz einzustellen. Dann aber kam er zu dem Schluß, daß aus seiner Bestätigung der Entscheidung, nach welcher die verschiedenen Mitglieder der Sektierfamilien zu trennen und zu verbannen wären, kein Schaden entstehen, durch Belassung der Bauernsekte an ihrem früheren Ort dagegen ein schlechter Einfluß auf die übrigen Ortsbewohner hervorgehen könnte, der dann bewirkte, daß sie von der orthodoxen Kirche abfielen. Ferner war die Angelegenheit ein Beweis für den Eifer des Erzbischofs, und so ließ er der Sache ihren Lauf in der Richtung, die sie einmal genommen hatte. Jetzt aber, wo ihr ein Verteidiger wie Nechjudow erstanden war, der in Petersburg Einfluß besaß, konnte die Geschichte dem Kaiser vortragen werden, oder sie konnte in ausländische Blätter geraten. Deswegen faßte er plötzlich einen unerwarteten Beschluß. —

„Nun, guten Tag?“ sagte er mit der Miene eines sehr beschäftigten Mannes, indem er Nechjudow stehend empfing und sogleich zur Sache überging. „Ich kenne den Fall. Sobald ich nur die Namen sah, erinnerte ich mich an die unglückliche Angelegenheit,“ sagte er, nahm die Bittschrift auf und zeigte sie Nechjudow. „Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie mich daran erinnert haben. Uebereifer der Provinzialbehörde ist daran schuld.“

Nechjudow stand schweigend da, indem er mit wenig fremdlichen Gefühlen auf die unbewegliche, bleiche Masse des Gesichts vor ihm blickte.

„Ich werde Order geben, daß diese Maßregeln widerrufen und die Leute wieder in die Heimat befördert werden.“

„Also brauche ich diese Bittschrift nicht weiter zu verfolgen?“

„Ich verspreche es Ihnen ganz bestimmt,“ antwortete Taporow, mit besonderer Betonung des Wortes „ich“, als wäre er fest davon überzeugt, daß seine Ehrlichkeit, sein Wort die beste Bürgschaft böten. „Das beste ist, ich schreibe sofort. Nehmen Sie bitte Platz.“

Er ging an den Tisch und begann zu schreiben. Als Nechjudow sich setzte, blickte er auf den schmalen, kahlen Schädel, die dicke, blaugeäderte Hand, die schnell die Feder führte, und wunderte sich, warum nur dieser augenscheinlich gleichgültige Mann das that, was er that, und warum er es mit so viel Sorge that.

„Also hier haben Sie es,“ sagte Taporow, den Umschlag verschließend. „Sie können Ihre Schutzbefohlenen davon unterrichten,“ und er schob seine Lippen wie zu einem Lächeln vor.

„Wofür haben diese Leute leiden müssen?“ fragte Nechjudow, das Couvert in Empfang nehmend.

Taporow erhob seinen Kopf und lächelte, als wenn Nechjudows Frage ihm Vergnügen bereitete. „Das kann ich Ihnen nicht sagen. Was ich Ihnen sagen kann, ist nur, daß die von uns behüteten Interessen des Volks so wichtig sind, daß selbst zu großer Eifer in Religionsfachen nicht so viel Gefahren und Schaden anrichtet wie die jetzt immer weiter um sich greifende Gleichgültigkeit —“

„Wie können aber im Namen der Religion die allerersten Forderungen der Gerechtigkeit verletzt, Familien getrennt werden?“

Taporow behielt sein gönnerhaftes Lächeln noch immer bei, da er augenscheinlich Nechjudows Worte recht nett fand. Was Nechjudow auch hätte sagen mögen, er würde von der Höhe seines, wie er glaubte, weitreichenden staatsmännischen Standpunktes alles sehr nett und sehr einseitig gesunden haben.

„Das mag vom Standpunkt eines Privatmannes so erscheinen,“ sagte er — „aber vom staatsmännischen Stand-

punkt aus stellt es sich in ganz andrem Licht dar. Uebrigens muß ich Sie bitten, mich jetzt zu entschuldigen," sagte Taporow, den Kopf neigend und die Hand hinreichend, welche Nechjudow drückte.

"Interessen des Volks! Deine Interessen sind alles, was du denkst!" dachte Nechjudow, als er hinausging. Und er ging in Gedanken die Personen durch, an denen die Wirksamkeit der Einrichtungen zu Tage trat, welche die Religion unterstützen und das Volk erziehen. Er begann mit dem wegen ungeheuerlichen Branntweinhandels bestrafte Weibe, dem Burschen, der wegen Diebstahls, dem Strolch, der wegen Bagabundierens, dem Brandstifter, der wegen Brandstiftung, dem Bankier, der wegen Betrugs bestraft worden war, und der unglücklichen Lydia Schustowa, die man nur deswegen eingesperrt hatte, weil man wünschenswerte Erkundigungen von ihr einzuziehen hoffte. Dann dachte er an die Sektierer, die wegen Verletzung der orthodoxen Kirchenlehre, und an Gurlewisch, der wegen Verlangens einer konstitutionellen Regierung bestraft worden war, und Nechjudow sah klar, daß alle diese Leute nicht deswegen verhaftet, eingesperrt und verbannt worden waren, weil sie die Gerechtigkeit verletzt oder ungeheuerlich gehandelt hatten, sondern nur deswegen, weil sie den Beamten und Reichern im Wege waren, das Hab und Gut zu genießen, welches sie dem Volk abgenommen hatten. Sowohl das Weib, das ohne Erlaubnis mit Branntwein handelte, wie der Dieb, der in der Stadt umherzöge, und Lydia Schustowa mit ihren geheimen Proklamationen, und die Sektierer, die den Aberglauben über den Haufen warfen, und Gurlewisch mit seinem Verlangen nach einer Verfassung — sie alle waren den Beamten ein wirkliches Hindernis. Es schien Nechjudow also vollkommen klar, daß alle diese Beamten — von dem Gatten seiner Tante, den Senatoren und Taporow an bis zu den sauberen und korrekten Herren hin, die in den Ministerien an den Tischen saßen — durchaus nicht befürzt über die Thatsache waren, daß bei dieser Ordnung der Dinge Unschuldige leiden müßten, sondern nur Sorge trugen, von den wirklich Gefährlichen befreit zu werden, so daß nicht nur das Gebot, wonach eher zehn Schuldige entrichten sollen, als daß ein Unschuldiger bestraft wird, nicht gehalten wurde, sondern im Gegenteil, um eine wirklich gefährliche Person los zu werden, zehn scheinbar Gefährliche bestraft wurden, gerade wie man beim Herausschneiden einer faulen Stelle auch gesunde Teile entfernt.

Diese Erklärung schien Nechjudow sehr einfach und klar; aber gerade ihre Einfachheit und Klarheit ließ ihn mit Annahme derselben zögern. War es möglich, daß eine so komplizierte Erscheinung eine so einfache und schredliche Erklärung hatte? War es möglich, daß all diese Worte über Gerechtigkeit, Gesetz, Religion, Gott und dergleichen nur Worte waren, die die größten Begierden, die roheste Grausamkeit verdeckten?

(Fortsetzung folgt.)

## Bonufagsplauderei.

Aus der ersten Woche des Jahres nach Beginn des neuen Deutschland, aus dieser in ahndevollen Dämmer gigantischer Weltwende getauchten Zeit des Urantichristentums stammen die folgenden Notizzettel, auf denen ein greiser Staatsmann seine Eindrücke und Gefühle niedergeschrieben hat. Dem künftigen Historiker werden diese Aufzeichnungen unentbehrlich sein.

Das große Werk ist vollendet! Welche Seligkeit, daß ich das noch erleben konnte. Ich habe in der Freude meines alten Herzens den Märzgefallenen ein reduzierendes Portal gebaut. Jene wollten die deutsche Einheit zu Lande, wir wollen sie zu Wasser werden lassen. Wir brauchen nicht mehr die gepanzerte Faust in der Tasche zu halten. Wir votieren, wie unsre Ahnen von 1789, die Freiheit der Welt. Die deutsche Arbeit erobert die Erde, die deutsche Kultur breitet sich aus, wir haben, wie unsre jungen Leute jetzt immer sagen, die Seegeltung erreicht. Als ich das Wort zum ersten mal gedruckt sah, las ich es Seegel-Tung und hielt's für etwas Chinesisches. Auch meine Geheimräte wußten das komische Wort sich nicht zu erklären. Tzipy hat uns aber ein Licht aufgedeckt. Es ist wirklich eine schöne Wendung und mit ein paar Milliarden nicht zu teuer erkauft. Seegeltung — die tiefste Sehnsucht unsrer Revolutionäre von 1848 ist erfüllt. Im Grunde wollten auch die Jakobiner nichts andres als sie Ludwig XVI. — doch still, wozu bärtige Erinnerungen erwecken! Wir werden mit unsrer Marine, die unsre Kulturkämpfer böswillig die Tonnerflotte nennen, der Welt den Frieden diktiert, und wenn wir den Ocean mit Leichen vollklopfen müßten, Frieden ist notwendig, Leben nicht. Ober wie mein

Fremd Müller-Julda das navigare necesse est übersetzt: Steuern ist notwendig. . . Kurz, es ist eine große Zeit.

Sobien teilt mir mein Bankier mit, ich hätte wegen des Kurssturzes an der Börse einige hunderttausend Mark verloren. Weltwändig, und wir haben doch eben den Handel befördert. Muß mal Siemens fragen, wie das zusammen hängt.

Nachdem die Schwierigkeiten überwunden, die sich dem großen Werk entgegenstimmten, sieht man erst, wie gefährlich sie waren. Das Schlimmste war doch das mit Schweinburg. Wenn der Mensch geredet hätte, wenn die Welt erfahren haben würde, warum und wie das Morgenrot der neuen Zeit entstanden ist, es wäre alles noch gescheitert. Ich habe ihn zum Ehrenmann und zum Patriot ernennen müssen, ich habe mit ihm Brüderlichkeit getrunken und ihm den erblichen Adel mit tausend Jahre rückwirkender Kraft zugesichert — sonst wären wir verloren gewesen und die neue Epoche hätte nicht beginnen können. Aber ist das nicht auch ein Erfolg der Weltpolitik, daß wir einen Ehrenmann mehr gewonnen haben! Es giebt so wenig von der Sorte.

Ich habe wieder 200 000 M. verloren. Siemens hat etwas von der Börsensteuer gemurmelt und mich aufs Jahr 1920 vertröstet. Dann würde sich erst der Handelssegen der Flotte offenbaren.

Wir haben heute beraten, mit welcher That wir nun die junge Aera der Weltpolitik beginnen sollen. Wilow schlägt vor, daß wir uns für Scherl photographieren lassen. Wurde genehmigt, aber nicht für ausreichend befunden. Dann gerieten sich Tzipy und Gophler in die Haare. Letzterer schlägt eine Militärvorlage, jener eine Flottenvorlage vor. Geviß, etwas Großes muß geschehen, wozu hätten wir sonst die neue Epoche angefangen! Wir dürfen nicht inthätig sein. Wir haben zu zeigen, daß wir den Ernst der Zeit begriffen haben und mit dem anberathenen Pfunde zu wuchern verstehen. Schließlich wurde eine Verständigung erzielt: Wir werden eine Militär- und eine Flottenvorlage vorbereiten. Schweinburg ist unterrichtet, er wird zunächst durch ein paar einleitende Dementis Stimmung machen.

Ich erlaunte heute selbst über die ungeheure Weite unsres Blicks. Andre hätten sich vielleicht auf ihren parlamentarischen Vorbeeren ausgeruht, wir kennen kein Paßen. In genialer Fernsicht erblicken wir schon jetzt die Notwendigkeit weiterer Anpassungen, während das Volk noch nicht einmal die der früheren eingesehen hat. Jedenfalls haben wir nun für das nächste Jahr wieder vollauf zu thun und wir haben es nicht nötig, eine Produktionseinschränkung im Regieren vorzunehmen.

Thielen geht außerdem mit einer Vorlage um, die den Arbeitern bei Strafe des Zuchthauses das Fordern höherer Löhne verbietet.

Ich habe heute das Pensum für die ersten zehn Jahre nach Geburt der Weltpolitik skizziert. Hier ist es:

Jahr 1: Flotten- und Militärvorlage. Entwurf betr. Bestrafung höherer Lohnforderungen.

Jahr 2: Flotten- und Militärvorlage. Entwurf betr. Verwendung der Mittel der Invalidenaffen zur Unterstützung für notleidende Großgrundbesitzer. Aufhebung aller Socialgesetze. Anlauf zweier Inseln am Südpol.

Jahr 3: Flotten- und Militärvorlage. Einführung fünfjähriger Land- und eben solcher Seedienstpflicht. Verbot der Herstellung unbefleider Gegenstände. Polizeiliche Konzeptionspflicht für Zeitungen. Reichs-Kirchenordnung. Gesetz betr. Einfuhrverbot für sämtliche Produkte (Handelsverträge).

Jahr 4: Flotten- und Militärvorlage. Anlauf dreier Inseln am Nordpol. Gesetz betr. Wiedereinführung der Folter- und Prügelstrafe. Beseitigung des Wahlrechts (Ernennung der Abgeordneten durch die Polizei). Prämien für Sektirer und Vaccarntspieler. Gesetz betr. den Schutz der nationalen Hausheit (lex Harmlos).

Jahr 5: Flotten- und Militärvorlage. Novelle betr. Aufhebung der Indusirie und die lebenslängliche Fesselung an die Scholle. Bestrafung gemeingefährlicher Gedanken. Einrichtung einer Polarschutztruppe.

Jahr 6: Flotten- und Militärvorlage. Obligatorisches Zwölfskindsystem zur Bekämpfung der Leutenot. Bestrafung der Teilnahme am Schulumterricht. Vier Quadratmeter in China gepachtet.

Jahr 7: Flotten- und Militärvorlage. Allgemeine Reichs-Wortsteuer. (Bei Taubstummen wird ein Pauschalbuchschnitt des Wortverbrauchs zu Grunde gelegt). Bestrafung der Eisenbahnfahrt. Erziehung der Justiz durch das Ständrecht. Verbot jeder Parteizugehörigkeit. Anlauf von zwei Quadratkilometern im Sndan.

Jahr 8: Flotten- und Militärvorlage. Entwurf betreffend Fortsetzung der Weltpolitik. Verlängerung der Handelsverträge vom Jahre 3. Bierzehn-Kinder-System.

Jahr 9: Flotten- und Militärvorlage. Gesetz betr. Bestrafung der Dienstunanglichkeit. Entwurf betr. Abkürzung der Schwangerschaft (zur Bekämpfung der Leutenot). Errichtung einer Menschenbrutanstalt in Samoa.

Jahr 10: Flotten- und Militärvorlage. Zwanzig-Kinder-System. Gesetz betr. Bestrafung von Krankheiten. Einführung 24stündiger Arbeitszeit. Verbot des Deutens. Gesetz betr. Anlauf der Wäreninsel. Anfang eines neuen Abschnitts der Weltgeschichte.

Es wird viel Arbeit geben, wenn wir in dieser kurzen Zeit von zehn Jahren all' die großen Dinge ausführen wollen, die ich angedeutet. Aber wir sind uns bewusst, was wir der Geschichte schuldig sind. Dank unsrer Flotte und Armee werden und müssen wir immer höher in der Kultur steigen.

Es fällt ein Reif in die Frühlingspracht unsrer Weltpolitik. Der Mitalmord-Bahn in Konig, der Boyer-Aufstand in China — wie tief stecken wir doch noch in der Barbarei. Daran ist aber nur die Kleinheit unsrer Flotte schuld. Und doch und doch, man möchte manchmal kleinmütig verzagen. Man weiß ja niemals recht, ob man Weltgeschichte macht, Verbrechen begeht oder Narrenpossen treibt. Das ist alles so ähnlich. . . J o c.

## Musikalischer Sommer.

Der heutige Sommer scheint musikalisch dürrer zu werden, als der vorjährige. Zwar geht manches seinen regelmäßigen, nicht erst zu erwähnenden Gang, und manche Erscheinung der jüngsten Zeit, die wir übergangen, hätte vielleicht noch als Ehrenretterin zugezogen werden können. Allein fast scheint es, als seien vor den englischen Operetten die besseren Geister geflohen. Vom „Milado“ am Opernplatz, einem Klein Lord Roberts in Pretoria, ist wohl besser zu schweigen; aber daß die „Daish“ im Lessingtheater, statt selber eine Ausreißerin zu werden, festgehalten wurde durch Opfertun eines Sündenbocks, der früheren Sängerin der Titelrolle, Adele Krauß, die man als die angeblich Hauptschuldige durch einen klangvolleren Namen ersetzte, muß doch festgenagelt werden. Auch daß Herr Kapellmeister Karl Zimmer, der sonst mit seinem Orchester auch Sommers über für bessere Musik sorgte, vorläufig wie verschwunden ist, fällt auf; irre ich nicht, so ist an seine Stelle bei der Berliner „Sinfoniekapelle“ ein anderer gesetzt worden. Eine typische Erscheinung unsres Musiksommers, die Gartenkonzerte des „Berliner Lehrers-Gesangvereins“, scheinen diesmal keinen Ehrgeiz nach etwas Besonderem zu entfalten. Das Konzert vom letzten Freitag, wie immer lang und wenig „socialpädagogisch“, war — nach den bloß zwei Stunden zu urteilen, die ich ihm widmen konnte — die bekannste Männergesangsproduktion, wie sie leicht und lebt und noch immer wieder lebt; doch ein „Jagdmorgen“ von dem bei uns stets zu wenig gepflegten Josef Rheinberger leuchtete hervor als musikalische Kunst über Vereinskunst.

Nun aber der alte Heiser in Sommersnot, Direktor Heinrich Morwig, der jetzt abermals die Tendenz des Schiller-Theaters, weiten Kreisen echte dramatische Kunst zu vermitteln, auf musikalischem Gebiet durch seine Sommeroper fortsetzt! Wir hatten im Vorjahr wiederholt Gelegenheit, zu betonen, wie wenig ein solches Unternehmen bei seinen beschränkten Mitteln mit einer festen Hofoper konkurrieren kann, aber auch, wie sehr der Ernst dieses Strebens und großenteils sein tatsächlicher Erfolg anzuerkennen ist; und auch diesmal wieder fanden wir dies bestätigt und konnten leicht sehen, daß das Unvollkommene daran eben ein Schicksal ist, über das hinaus wohl nur sehr überlegene Mittel führen könnten.

Die Eröffnung der diesjährigen Sommerfaison geschah gleich mit zwei Neu-Einstudierungen: am Donnerstag wurde Verdis große Oper „Amalia oder Ein Maskeball“ aus einer längeren Bergessenheit hervorgeholt, und am Freitag kam Lorchings komische Oper „Die beiden Schützen“. Dori das Uebergangswort von der früheren italienischen Leiermusik zur späteren, hohen Dramatik; mit viel Kunst des Ensemblegesang und mit viel Derben- im Charakterisieren; hier alle Zartheit des zugleich sein künstlerischen und schlicht vollstimmlichen Stils jenes deutschen Meisters; der auf dem besten Weg war, uns vollendete komische Opern von heimischer Eigenart zu geben — ein musikalisches Seitenstück zu dem, was für das Schauspiel F. Raimund war, und an Mozart nicht weniger heranreichend, als Raimund an Schaftepeare. „Die beiden Schützen“ sind noch besonders interessant dadurch, daß sie das Ansteigen des Komponisten aus der Sphäre des dialog- und coupletreichen Singspiels in die der Oper, im besten Wortsinne, zeigen.

Dem Gesamtcharakter beider Opern wurde unsre Truppe insoweit gerecht, als es nur überhaupt so lange zu verlangen ist, bis einst viel mächtigere Kräfte die Darstellungsweise älterer Opern ganz neu schaffen werden. Wenn z. B. Verdi aus hoher Tragik plötzlich in die Trivialität eines circusartigen Schlußgesangs übergeht, so hilft da nichts, als daß man diese Eigenfälligkeit in ihrer ganzen Schroffheit erfährt und den vom Autor gewollten Sprung aus Trauer in rauschende Lust mit allem Glanz darstellt. Doch das sind Zukunftsphantasien. Für die gegebenen Verhältnisse darf vor allem der Regie Adolf Carlhofs alles Lob gesendet werden, der freilich selber als Schauspieler nicht eben zu den Beweglichsten gehört, doch in der Rolle des Unteroffiziers bei Lorching ganz wohl an seiner Stelle war. Was nun die Gesangsleistung betrifft, so besitzt die Truppe viel gutes Stimmenmaterial mit manchem hochgebildeten Stömmen und manchem, freilich zum Teil falschem, Glanz. Leider kann über die Tenornot auch diese Bühnenleitung nicht hinauskommen. Zwar hat ihr bereits bewährter Tenorbuffo Felix Steinhilber in der Lorchingschen Oper als Better Peter sich durch

eine an allen Künsten reiche Stimme bewährt, und was er durch manche Rauheit des Singens und durch possenhafte Ueber-treibungen des Spiels verfehlte, wird in solchen Fällen leider meistens mit ertragen werden müssen. Allein die Hellden-tore waren gerade keine Helden. Emil Buchwald als Graf im „Maskeball“ zeigte immerhin eine gute Stimme, zumal im Solofang oder wenigstens in einzelnen Tönen; doch im Zusammen-klang störte, namentlich neben den vornehmen Frauenstimmen, das Derbe seines Gesangs recht sehr. Albert Zimmermann war als Gustav bei Lorching in mitleidenswerter Weise besungen; ihm ist ein festes Studium sowohl der Gesangs- als auch der Sprechkunst dringend zu empfehlen. Mit einem üppigen und wohlgebildeten Vortone machte sich bei Verdi als Renato Otto Gorik bemerk-bar; mit einem guten Paß, dem nur manchmal noch etwas mehr Klarheit zu wünschen wäre, Clemens Schaarschmidt als Schwarzbart bei Lorching. Von neu engagierten Sopranen war namentlich Margarete Koch als Suschen bei Lorching bemerkbar, zumal durch ihr munteres Spiel; die kleine flötenartige Stimme von Felicie von Benno — als Page bei Verdi — kam noch recht brauchbar werden. Unter den altbewährten Kräften der Morwig-Oper ist vor allem, schauspielerisch wie gesanglich, Frieda Hawliczel zu nennen; daß Henry Dorchers die große Hauptrolle bei Verdi mit großer Kunst durchführte, wemgleich ihre mächtige Stimme manchmal Klänge giebt, wie ein auf Glas gleitendes Instrument, bedarf wohl nicht erst eigner Hervor-hebung. Auch Marie von Tergow — Caroline bei Lorching — war, trotz einer gewissen Dünne und Unruhe ihres Tons, eine erfreuliche Erscheinung, und die Herren Ernst George und be-sonders Theo Raven trüchten unsre Erinnerung an gute Leistungen wieder in anerkennenswerter Weise auf. — sz.

## Kleines Feuilleton.

g. Die Dampferfahrt. An der Spitze waren noch ein paar Plätze frei. Ohne auf die entristeten Blide der andern zu achten, drängten sie sich hastig durch ihre Reihen, warfen hier einen Schirm um, stießen dort eine Dame an, traten einen alten Herrn auf den Fuß und nahmen dann endlich lachend ihre Sitze ein.

„An der Spitze ist es doch am lustigsten,“ sagte die alte Dame, „ich habe es Euch ja gleich gesagt, wir müssen früher gehen, sonst sind die besten Plätze fort.“

„Na wir sind ja noch ganz gut angekommen, Tante,“ meinte der Student. „Soll ich sie nicht hier in die Ecke stellen, Gedchen?“ Er wandte sich an den Badfisch, der sich umsonst bemühte, die Regenschirme auf der Bank unterzubringen. Das junge Mädchen reichte sie ihm mit einem fröhlichen Aufschrei, dann schüttelte sie die blonden Locken zurück und klatschte in die Hände: „Nein, wie ich mich freue, zu schön, daß es nicht gerechnet hat.“

„Na, der Regen kann gut noch nachkommen.“ Der Student warf einen Blick nach dem Himmel. „Wenn es ein Gewitter giebt, sage ich garnichts! Aber jetzt fahren wir.“

Das Schiff setzte sich in Bewegung. Von der Brücke herunter klang ein brausendes Hurra. Man wehte mit Tüchern und Schirmen, die Passagiere erwiderten den Gruß, erst allmählich trat wieder Ruhe ein.

Die alte Dame musterte die Ufer; seufzend fuhr sie mit dem seinen Epigentlich über die Ufer: „Wenn wir nur erst hinter Drepton wären, diese Fahrt durch die Stadt ist schrecklich!“

„Ja der Dinst hier ist grenzlich,“ bestätigte der junge Mann. — „es ist ja aber auch Fabrit neben Fabrit. Du, Gedchen, sieh mal!“ — „er stieß den Badfisch an — „Ja werden Ziegelsteine gelöst?“

„Wieo denn gelöst? Sie brennen doch gar nicht!“ Das junge Mädchen starrte mit den großen Augen nach dem Ufer. Der Better lagte auf: „Na sie werden doch vom Schiff an Land gebracht — das nennt man doch die Ladung lösen!“

„Ach so“ — sie nickte — ach und das machen Frauen. Sieh mal, auch Frauen!“ Ueber den schwanlen Steg, der das Schiff mit dem Ufer verband, schoben ein paar Frauen tief gebückt schwere Kasten auf Karren. Der Badfisch folgte ihnen mit neugierig interessierten Blicken: „Ah, wie die sich quälen müssen! Sieh mal, die Alte kann laun noch fort . . . Nein, ist das anständig, was man hier alles zu sehen bekommt!“

„Na, ich weiß nicht, was an den alten, schmutzigen Weibern amilant sein soll!“ — Die alte Dame schüttelte den Kopf. — „Seht mal, da grinsen sie schon wieder.“

Die beiden jungen Leute wandten den Kopf nach dem andern Ufer. Aus dem Fenster eines hohen vierstöckigen Fabrikgebäudes winkten mehrere junge Mädchen in hellen Wäfen. Sie hatten die Kermel bis zur Schulter in die Höhe gekremvelt und die Taillen unter dem Halbe aufgehüpft; trotzdem glühten ihre Gesichter vor Hitze, wirr und naß hingen die Haare um ihre Stirnen.

„Dampfwäscherei!“ las der Badfisch das große Firmenschild. „Du, ich glaube, das waren Plätterinnen. Wächstest Du plätten bei der Hitze, Mama? . . . Br!“ . . . Sie schüttelte sich schauernd.

„Dampfer fahren ist jedenfalls angenehmer,“ lagte der Student. „Ah Kinder — aber jetzt — haltet Euch die Nasen zu!“ Ueber das ganze Dampfschiff ging ein ironisches Gelächter. Die Damen griffen nach ihren Taschentüchern.

„Das kommt von der Lichtzieherei herüber,“ sagte ein Herr, „der Wind treibt es gerade hierher.“

„Einfach entsetzlich, der Gestank!“ stöhnte die alte Dame, „Pfui nein, so etwas einmal zu müssen, mir kann direkt schlecht werden davon!“

„Da ist ja die Nichtzieherei!“ rief der Student.

„Sieh' mal Hedden, da links, wo die vielen Männer am Fenster stehen.“

Der Badfisch nahm den Sonnenschirm und winkte nach dem Ufer zu, dann schüttelte er den hübschen Kopf: „Die vielen Leute, — und die sind nun alle Tage in dem gräßlichen Gestank?“

„Na, mein Gott, das sind doch auch die Arbeiter!“ Die alte Dame verzog geringschätzig den Mund. „Jetzt müssen wir übrigens bald bei Treptow sein.“

„Ja, da ist ja schon Stralau und da links die Paternosterwerke,“ entgegnete der Student.

„Paternosterwerke?“ Der Badfisch lachte laut auf: „Nein, klingt das drollig! Was ist denn das, Paternosterwerke?“

„Na, Du siehst es ja,“ erwiderte der Student. „Dort die Maschinen, auf denen der Sand immer hinauf und hinuntergeht. Siehst Du, hier unten schippen die Männer ihn rauf und wenn der Riemen ober über die Walze gekommen ist, fällt der Sand auf der andern Seite wieder herunt; es ist eine Kette ohne Ende.“

„Die Männer da müssen aber auch braten, wenn sie so den ganzen Tag in der Sonne stehen und schippen!“ sagte nachdenklich der Badfisch.

„Treptow, Treptow!“ riefen ein paar Stimmen über Deck.

„Leuchtend und duftend im fatten Grün stieg die Abtei aus den Wellen der See empor. Aus einem der fernier liegenden Lokale Rang Musik, an allen Ufern gepugte, lachende Menschen, Damen in hellen Sommerkleidern und spielende Kinder: sie schwenkten die Lächer und winkten mit den bunten Somenchirmen. Dann wurde alles wieder still.“

Die alte Dame wies auf das Panorama, das sich hell und glänzend vor ihnen aufthat: „Seht wie die Sonne auf dem Wasser flimmert, ist das nicht köstlich? Und dieser würzige Kiefernrost vom Wald her? Ach ist das eine Wohlthat nach all dem Dunst und Staub!“

Der Badfisch folgte ihrer weisen Hand mit leuchtenden Augen, eine kleine Weile stand sein Klappermäntchen still; dann schob er plötzlich den linken Arm unter den des Vetter's und schlang den rechten um die Taille der Mama, und beide innig an sich heranziehend, rief er mit jubelnder Stimme: „Nein, Muttkchen, Muttkchen, wie ist die Erde schön!“ —

**Meteorologisches.**

— Ueber die Entstehung des Nebels hat Professor Kieseling in Hamburg interessante Versuche angestellt. Er beobachtete zunächst das Entstehen des Nebels, wenn man einen Dampfstrom in atmosphärische Luft leitet. Der Strom tritt dabei stoßweise aus, ist zunächst dicht hinter der Ausströmungsstelle unsichtbar und wird erst in einer Entfernung von einigen Centimetern sichtbar. Kieseling erklärt sich diesen Vorgang so, daß zunächst die Luft und die in ihr schwebenden festen Teilchen fortgestoßen werden, daß sich dann aber die spätere Nebelbildung gerade an diesen in der Luft schwebenden, festen Teilchen vollzieht. Leitet man nämlich in die Stelle, wo sich zunächst keine Nebelbildung zeigt, etwas Rauch, etwa von einer Sprengkugel, hinein, indem man die entzündete Masse einfach unter jene Stelle hält, so zeigt sich, daß die Nebelbildung auch dort sofort auftritt. Leitet man dagegen einen solchen Dampfstrom in gut filtrierte Luft, die keine festen Teilchen mehr enthält, so entsteht überhaupt kein Nebel, der Dampf verschwindet vollständig. Ein zweites Experiment ergänzt und bestätigt diese Wahrnehmung. Im allgemeinen entsteht nämlich der Nebel auch bei Druckverminderung; das kann man schon an der Luftpumpe nach der ersten Kolbenbewegung wahrnehmen. Sehr einfach läßt es sich folgendermaßen nachweisen: Man nimmt ein ballonartiges Glasgefäß mit enger Ausflußöffnung, bläst zuerst in das Gefäß hinein und läßt dann die in Spannung geratene Luft ausströmen; es bildet sich immer ein geringer Nebel. Diese Erscheinung wird aber bedeutend verstärkt, sobald man nur eine geringe, kaum sichtbare Menge von Rauch in das Gefäß bringt; am besten indem man zunächst ansaugt, die Luft dadurch verdünnt und nun die Öffnung über den Rauch hält; mit der eindringenden Luft bringt auch etwas Rauch ein. Wiederholt man dann den ersten Versuch, so zeigt sich eine ganz erhebliche Vermehrung der Nebelbildung. Läßt man durch einen derartigen mit Nebel gefüllten Glasballon einen starken Lichtstrahl treten, so zeigt sich auf einem dahinter gehaltenen weißen Schirm das Bild des Glasballons umgeben von einem rötlichen Hof, wie ihn uns an nebligen Tagen häufig der Mond zeigt. Es beruht das auf einer durch die kleinen, an den festen Körpern hängenden Bläschen hervorgerufenen Lichtbeugung. Sie tritt aber nur dann ein, wenn der Nebel von ganz gleichmäßiger Dichte ist, was bei unserem Glasballon erst bei längerem Schütteln mit etwas Wasser erreicht wird. Diese Versuche erklären hinreichend das auffällige Auftreten starker Nebel an Orten mit dunstgefüllter Luft, wie z. B. in London, sowie die auffällige rötlich-gelbe Färbung dieser Nebel. —

**Bergbau.**

— Japans Schwefelgruben. Japan besitzt auf der nördlichsten Hauptinsel Hokkaido und der Kette der kleinen Vulkan-

inseln der Kurilen reiche Schwefellager, die dem sizilianischen Schwefel wahrscheinlich später gefährliche Konkurrenz machen werden. Auch sonst finden sich kleinere Schwefellager über das übrige Inselreich zerstreut. In „The Engineer“ wird als typisch für eine Reihe ähnlicher Vorkommen das Schwefellager und die Schwefelgewinnung am Schirane-san oder Weihen Berg unweit des Thermalbadeorts Kasatsu beschrieben. Kasatsu besitzt die berühmtesten heißen Quellen Japans und wird jährlich mit gutem Erfolg von Tausenden von Gicht- und Rheumatismuskranke aufgesucht. Der Schirane-san ist ein rund 2300 Meter hoher Vulkan, der jedoch trotz seiner Höhe keinen imposanten Anblick gewährt, da sein Gipfelkrater sich nur wenig über ein ausgedehntes und langsam abfallendes Plateau erhebt. Auf dem Hochland steht weithin zwischen eruptiven Blotfeldern ein wahrer Baumstelet-Wald. Die Eruption von 1882 hat die Vegetation durch Nischenregen und Schwefeldämpfe vernichtet, und die Stämme und Äste des Waldes erheben sich tot und dürr in die Luft. Dicht an der Außenseite des Kraterwalles liegt die Raffinerie, wo der Schwefel raffiniert und in Blöcke gegossen wird, die durch Lastpferde fortgebracht werden. Von der Raffinerie führt eine Pferdebahn fast horizontal durch einen Einschnitt im Walle des Kraters in dessen Inneres, in dem sich ein 250 Meter langer und 100 Meter breiter salziger See ausdehnt. Dieser war ursprünglich 500 Meter lang und 200 Meter breit gewesen und hatte die ganze Fläche des Kraterbeckens ausgefüllt. In Zumeist, die man durch den Balkrand trieb, wurde ihm ein Teil seines Inhalts entzogen und sein Umfang auf die jetzige Masse zurückgeführt. Die Pferdebahn führt um den See herum zum andern Kraterende, wo eine leffelartige Vertiefung mit einer dunklen, siedenden Flüssigkeit, von der Wolken aus Schwefeldämpfen aufsteigen, gefüllt ist. Die Weite dieses Kessels beträgt etwa 20 bis 25 Meter. Die Schlamm- und Sandmassen an seinem Rande werden in die Wagen geladen und zur Raffinerie gebracht, um dort von ihrem Schwefelgehalt befreit zu werden. Die fortgeschaukelten Massen werden schnell durch neuen Auswurf erseht. Um den Kessel gruppieren sich etwa zehn starke Solfataren, deren Schwefeldämpfe über der Austrittsöffnung in kurzer Zeit gelbe Schornsteine aus fast reinem Schwefel aufbauen, die ebenfalls rasch abgebrochen und zur Raffinerie gefahren werden. —

(„Prometheus“.)

**Humoristisches.**

— Zwei Kunstverständige. „... Ja, ja, Frau Metzgermeister, ich habe die Duse in Wiesbaden gesehen und habe für meinen Platz 10 Mark bezahlt!“

„O, das ist noch gar nichts! Ich habe die Duse in Berlin für zwanzig Mark gesehen!“ —

— Der Knicker. Rentier Goldmeter ist bei einer Bahnpartie ins Wasser gefallen. Während er mit den Wellen kämpft, ruft er natürlich verzweiflungsvoll um Hilfe.

„Hundert Mark dem mutigen Meller!“ schreit er. Dann sinkt er unter, um aber nach zwei Minuten wieder aufzutauchen.

„Zweihundert Mark!“ schreit er in Todesangst. In diesem Augenblick wird er ergriffen und in einen herbeigeeilten Netzen gezogen.

„Was hab ich gesagt?“ flüsterle er, indem er ermattet hinsinkt. „Hundertfünzig Mark“ — hab ich gesagt!“ —

(„Flieg. Bl.“)

**Notizen.**

— Bei der Versteigerung der Bücherei Sir Robert Peels in London wurden für 11 Folianten im Atlasformat, die eine vollständige Sammlung zur Hälfte demalter politischer Karikaturen von Oliver Cromwell bis auf Georg IV. enthalten, 10 000 M. gezahlt. —

— Bog' Märchenpiel „Die blonde Kathrein“ errang bei der Erstaufführung im Leipziger Alten Stadttheater einen großen Erfolg. —

— Strindbergs Komödie „Rausch“ gelangt dieser Tage in Breslau zur ersten Aufführung in deutscher Sprache. —

— Das Deutsche Theater erzielte bei seinem Gastspiel in Wien eine Gesamteinnahme von 104 000 M. Das Deutsche Volks-Theater hat in der gleichen Zeit in Berlin ungefähr 44 000 M. vereinnahmt. —

— Einen „Vaudeville-Trust“ haben die Besitzer der amerikanischen Variététheater gegründet, um die Gagen der Künstler niederzuhalten. —

— Ein Frans Hals-Denkmal ist am Donnerstag in Harlem enthüllt worden. —

— Bei dem Preisausschreiben, betreffend die malerische Aus schmückung des Sitzungssaales im Rathause zu St. Johann a. d. Saar, erhielt den ersten Preis (3000 M.) W. A. Brage Berlin, den zweiten Preis (2000 M.) O. Wichtendahl-Hannover, den dritten Preis (1000 M.) Hans Koberstein-Berlin. —

— Hans Richter wird bis zum Frühjahr 1905 alle Hallé-Konzerte in Manchester, Liverpool und andren englischen Städten dirigieren. —